

Landwirtschaftliche Blätter

Siebenbürgen.

für

Organ des Siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaftsvereines und des Verbandes der Raiffeisenschen Genossenschaften a. G.

Nr. 42.

Hermannstadt, 10. Oktober 1915.

XLIII. Jahrgang.

Diese Blätter erscheinen jeden Sonntag 1 $\frac{1}{2}$ Bogen stark. Für den sachlichen Teil dieser Blätter bestimmte Aufsätze und Mitteilungen sind an die **Obverwaltung**, für den unterhaltenden Teil bestimmte Zusendungen sind an **Prediger August Schuster** in Hermannstadt zu richten. Manuskripte werden nicht zurückgestellt.

Bezugspreis für Nichtmitglieder ganzjährig 5 K., halbjährig 2 K. 50 h. Mitglieder, bzw. je zwei Teilnehmer des Vereines erhalten das Vereinsorgan unentgeltlich, und wird dasselbe kumulativ an die Ortsvereine gesendet, die die Verteilung zu besorgen haben. — Bezugsgelder sind an die **Obverwaltung des Siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaftsvereines** zu senden.

Anzeigenpreis: $\frac{1}{2}$ S. (480 □-cm) 65 K., $\frac{1}{4}$ S. (240 □-cm) 34 K., $\frac{1}{8}$ S. (120 □-cm) 18 K., $\frac{1}{16}$ S. (60 □-cm) 9 K. 50 h., $\frac{1}{32}$ S. (30 □-cm) 5 K., $\frac{1}{64}$ S. (15 □-cm) 3 K.

Bei größeren Aufträgen entsprechender Nachlaß. Anzeigen und Anzeigengebühren übernimmt der Verleger **B. Kraft** in Hermannstadt und alle Annoncen-Bureaus.

Nachdruck nur nach vorher eingeholter Genehmigung und mit voller Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Bericht der Kellervereinszentrale in Mediasch über ihre Kellervereine und ihre eigene Tätigkeit. — Die Bekämpfung des Frostspanners. — Ruß in die Gärten. — Mitteilungen. — Notizen. — Unterhaltendes und Belchrendes. Etwas für Herz und Gemüt: Der reiche Kornbauer. (Betrachtung.) Lukas 12. 15, 21. — Aus dem Leben für das Leben: Schädige Feinde. „Ich habe nicht umsonst gelebt, ich habe sieben Kinder.“ — **Wochenschau.** — **Inserate.**

Bericht der Kellervereinszentrale in Mediasch über ihre Kellervereine und ihre eigene Tätigkeit.

Unsere Kellervereine verdanken ihre Entstehung folgenden Erwägungen und Gedanken:

1. Die siebenbürgischen Weine können bezüglich ihrer natürlichen Begabung mit den besten Weinen des Kontinents konkurrieren; sorgen wir aber nicht für deren entsprechende Herstellung und verschaffen wir ihnen nicht einen preiswerten Absatz, so hört die Möglichkeit einer rentablen Produktion für unseren Bauern mehr und mehr auf, da die Erzeugungskosten auf unseren Bergen verhältnismäßig sehr hohe sind.

2. Die sächsischen Weingartenbesitzer sind kleine Winzer von meist nur $\frac{1}{4}$ bis höchstens 2 Joch Weingartenfläche; die von ihnen erzeugten kleinen Quantitäten von Wein müssen auf die Abnehmer warten und machen sich gegenseitig Konkurrenz, bis der Käufer endlich kommt.

3. Nur auf dem Wege genossenschaftlichen Zusammenschließens ist es möglich, diesem Übelstande abzuwehren und den Weinbau als einen wichtigen Betriebszweig zu erhalten.

4. In der Genossenschaft ist es leichter, den Wein sachgemäß zu behandeln, d. h. zu vergären, zu lagern, zu schulen, zu klären, und daher auch weniger schwierig als dem Einzelnen, den Wein gut zu verwerten.

5. Auch die Kosten der Behandlung eines guten und konkurrenzfähigen Kellereiproduktes sowie die Herstellung von Sortenweinen vermögen sich durch gemeinsame Benützung der Kellerräume, geeigneter Geschirre und Instrumente und durch Bestellung eines gemeinsamen Sachverständigen, den das Ministerium zuzusichern geneigt ist, bedeutend zu verringern und zu verbilligen.

6. Die bei uns bestehenden Raiffeisenvereine bilden einen günstigen Boden für die Gründung und den Bestand von Kellervereinen als Genossenschaften.

Erst der Besuch der beiden Herrn: Kellereioberdirektor Alexander Rácz und des Präses des Verbandes ungarischer Weinbauer, Dr. Eugen Drucker am 8. November 1909 in Mediasch förderte diese schon seit lange von unseren Weinbauern genährten Gedanken zur Aussprache und Reife; aber erst eine namhafte Geldspende des Mediascher Spar- und Vorschussvereins und eine im Frühjahr 1911 unternommene Studienreise der Vertreter der hier bestehenden beiden Weinbaukommissionen nach Bozen, Gries, Terlan, Eppan und Trient in Südtirol zum Besuche der dort im Betriebe befindlichen großen Kellervereine verlieh der Sache greifbare Form und Gestalt. Diese Studienreise und die dort gesammelten An-

regungen und Erfahrungen ergaben direkt Veranlassung zur Gründung unserer Kellervereine.

Am 16. Juli 1911 konstituierte sich auf Grund von bewährten Satzungen der Kellerverein in Mediasch, und um dieselbe Zeit etwa auch der in Arbeggen und in Meschen.

Im Oktober desselben Jahres traten die genannten Kellervereine zum Verbandszweck zusammen und gründeten die Kellervereinszentrale in Mediasch, die seitdem auch gegenwärtig aus den drei Ortskellervereinen besteht: Mediasch, Arbeggen und Meschen, wozu am 6. Januar 1912 noch der Kellerverein in Marktshellen dazutrat, der indessen seine Tätigkeit bis noch nicht begonnen hat.

Die Bestimmungen der Satzungen der Kellervereine sind kurz folgende:

„Die Mitglieder der Kellervereine treten auf unbestimmte Zeit zu einer Genossenschaft mit unbeschränkter Haftung zusammen. Übernommen wird vorläufig der Most von den Mitgliedern in gepreßtem und unvergohrenem Zustande und wird mit der Klosterneuburger Wage gemessen. Der Mediascher Kellerverein hat nachträglich beschlossen, daß alle Vereinsmitglieder verpflichtet sein sollen, ihre ganze Fehung jährlich einzuliefern. In anderen Vereinen haben diese Bestimmung noch nicht. Auf ihre Weinfehung erhalten die Mitglieder einen Vorschuß im Betrage von 60% des geschätzten Wertes. Jedes Mitglied erwirbt im Laufe von 10 Jahren einen Anteilschein, der dem Werte seiner durchschnittlich jährlichen Fehung entspricht.

Die einmalige Einrichtungsgebühr beträgt 5 K. Während der ersten 5 Jahre kann der erworbene Anteil nicht zurückgezogen werden.

Das Einkellern von fremden Weinen ist untersagt.

Die Kellervereinszentrale hat den Zweck, den Absatz der Kellervereine zu möglichst hohen Preisen zu vermitteln, den Keller und die Kellerarbeiten, überhaupt die ganze Geschäftsbearbeitung der Vereine zu beaufsichtigen und alle auf die Hebung des Weinbaues hinielenden Bestrebungen zu unterstützen.

Die Ortskellervereine zahlen als einmaligen Beitrag an die Zentrale 50 K., außerdem sind sie verpflichtet, jährlich 1% des Erlöses aus dem Wein in die Zentralkassa abzuführen.

Der Mediascher Kellerverein ist nicht nur in bezug auf seine Lage im Zentrum der bedeutendste, sondern auch bezüglich der zugehörigen Weingartenfläche.

Bei seiner Gründung betrug die Anzahl der Mitglieder 28 mit einer Weingartenfläche von etwa 50 Joch. Seither sind in den Verein noch 2 Mitglieder eingetreten, so daß der Verein heute

Beidnet Kriegsanzleihe!

30 Mitglieder zählt, darunter die größten Weinbergbesitzer von Mediasch.

Das Jahr der Gründung, also 1911, war eines der besten Weinjahre sowohl in bezug auf Güte als auch Menge des Mostes. Im ganzen wurden in diesem Jahre eingekellert über 900 Hektoliter Wein. 2 Mitglieder verkauften ihre Fehung mit Einwilligung des Vereines selbst. Die Übernahme des Mostes ging anstandslos von statten. Die Güte desselben schwankte von 18—23° nach der Klosterneuburger Mostwaage. Der zum Zwecke der Feststellung des 60% Vorschusses vorläufig geschätzte Preis betrug 40 h für den Normalmost. Der von 2 Mitgliedern eingesammelte Mädchentraubenmost wurde gesondert eingekellert und besonders behandelt. Auf die entsprechende Vergärung des Mostes wurde durch Anwendung von Edelweihese großes Gewicht gelegt und deren Beschleunigung und normaler Verlauf durch Erhöhung der Kellertemperatur erzielt.

Nur auf diesem Wege und durch zeitgerechtes Abziehen konnte der Wein sich zu entsprechender Güte entwickeln und auch ziemlich gut abgesetzt werden. Freilich, wenn wir jetzt an den Preis zurückdenken, so müssen wir gestehen, der durchschnittliche Preis von 50—60 K pro Hektoliter, der erzielt wurde, war im Verhältnis zur Güte nicht hoch genug. Der Mädchentraubenwein allerdings wurde mit 64 K abgesetzt. Der durch die Vollversammlung vom 5. Dezember 1912 erfolgte Jahresabschluss gab im allgemeinen ein befriedigendes Resultat und nur ein geringer Rest vom Weinvorrat blieb als Guthaben des Vereines auf das nächste Jahr.

Unterdessen war dielese des Herbstes 1912 eingekellert worden. Das Weinjahr 1912 gehörte zu den sehr schwachen Mitteljahren. Im ganzen lieferten die Mitglieder ein Quantum von rund 300 Hektoliter Wein ein, das indessen auch nur durch die Abänderung der Satzungen erreicht wurde, wonach die Mitglieder gezwungen sind, ihre ganze Mostfegung dem Verein einzuliefern. Diese Änderung der Satzungen erwies sich als notwendig, insofern, als hier und da die Neigung bestand, dem Verein nur den minderen Wein einzuliefern. Der 1912er Wein war in betreff der Qualität bedeutend geringer als sein Vorgänger. Auffallend groß war der Gehalt an Säure infolge der vielen peronosporierten Beeren; dagegen war der Gehalt an Zucker gering. Die Klosterneuburger Waage zeigte im Durchschnitt nur 16% Zucker an; etwa die Hälfte der Weine hatte indessen einen Zuckergehalt unter 14%, so daß zu der im Weingesetz ex 1908 gestatteten Zuckering des Weines mit Kolonialzucker geschritten werden konnte.

Der Einfluß der vorgenommenen Zuckering auf die Güte des Weines war ein auffallend günstiger, und zwar nicht nur durch die Erhöhung des Gehaltes an Alkohol, sondern es wurde auch ein bedeutendes Herausfallen der Säuren festgestellt. Weine, die früher 20—22% (pro Mille) Säuren enthalten hatten, wiesen nach dem Ausbau des Weines kaum 15% auf. Nur auf diese Weise konnte der Wein auch in diesem Jahre ziemlich preiswert an den Mann gebracht werden, so daß der Keller bis zur Weinlese fast vollständig vom Wein geräumt werden konnte. Freilich die Regiekosten verteilten sich auf eine geringe Quantität von Wein und ergab die Bilanz dieses Jahres daher durch die verhältnismäßig hohen Betriebskosten nicht die guten und erfreulichen Resultate wie im Jahre 1911.

Das Ergebnis des Jahres 1913 war noch um einiges geringer als das des Jahres 1912. Im ganzen wurden eingekellert von 17 Mitgliedern etwas über 200 hl Most; die übrigen Mitglieder hatten zum großen Teil keine Fegung oder nur ganz geringen Ertrag gehabt. Die Güte des Weines blieb beiläufig der des Vorjahres: viel Säure und wenig Zucker, respektive Alkohol. Auch diesmal wurde durch die gesetzlich gestattete Zugabe von Zucker eine bedeutende Besserung des Weines erzielt und durch Verschnitt der schwächeren mit den besseren ein Wein von mittlerer Güte erzeugt, der bei dem Mangel an Wein ganz annehmbare Preise fand.

Überblicken wir die Tätigkeit des Mediascher Kellervereines, so können wir mit dessen direkten Erfolgen vollständig zufrieden sein. Freilich, die hochgespannten Hoffnungen und Pläne, die das

ausnehmend günstige Gründungsjahr gezeitigt hatte, schmolzen zusammen und rächten sich bitter in den hohen Kosten, die man für aufgenommene Kanzlei, großen Keller und teure Geschirre, sowie hohe Einrichtungs- und Betriebsgegenstände gezahlt hatte. Dazu kamen die schlechten Weinjahre 1912 und 1913, in denen die erste und wichtigste Bedingung eines vorteilhaften Kellerbetriebes: der Wein fehlte.

Wir hoffen indessen zuversichtlich, daß die Verhältnisse sich zum Besseren wenden werden, sobald ein gutes Weinjahr eintritt, so daß die Tätigkeit und die Erfolge noch günstiger wie bisher sein werden.

Der Meschner Kellerverein zählt seit der Gründung 34 Mitglieder.

Im Jahre 1911 wurde eingekellert 18.255 Liter; im Jahre 1912 10.228 Liter; im Jahre 1913 7093 Liter. Die Verwertung des Weines ging bis auf den aus dem Jahre 1912 ziemlich gut und glatt von statten um den Preis von 40—64 h pro Liter.

Was die Güte des Weines anbelangt, so war der 1911er ein vorzüglicher, mit einem Zuckergehalt von 18—22° nach Babo's Mostwaage.

Der 1912er Wein war auch hier ein schlechter. Sein Zuckergehalt schwankte zwischen 12—14,5°. Ein wenig besser war der 1913er. Nur bei den letzten Jahrgängen wurde der Wein gezuckert und die Güte dadurch bedeutend gehoben.

Die vorläufige Bewertung des Weines geschah nach Zuckering prozenten mit 2—4 h pro % Zucker. Die Meschner haben die Erfahrung gemacht, daß die Bewertung zum Zwecke der Auszahlung des 60% igen Vorschusses nicht zu hoch gegriffen werden soll.

Die Erfolge auch des Meschner Vereines sind befriedigende; im ersten Jahre wurden durch den Verein bedeutend höhere Preise erreicht als von Privaten.

Die Mitgliederzahl des Arberger Kellervereines betrug von Anfang an 26. Eingekellert wurden im Jahre 1911 14.916 Liter; 1913 8689 Liter Most. Im Jahre 1912 wurde wegen der sehr geringen Menge und der schlechten Qualität des Materials kein Wein eingekellert. Der Verkaufspreis des Weines schwankte pro Liter von 40—50 h. Der Zuckergehalt des Mostes betrug im Jahre 1911 16—20°, im Jahre 1913 13—17° nach der Klosterneuburger Waage.

Der Arberger Wein ist nicht gezuckert worden.

Die Erfahrungen, die der Kellerverein in Arbergen gemacht, sind gute gewesen, zumal ja hier schon seit den 80er Jahren eine Kellervereiningung bestand.

Die Kellervereinszentrale suchte ihre Aufgabe darin, vor allem durch entsprechende Inserierung der Weinvorräte für die angemessene Verwertung Sorge zu tragen. Sie scheut dabei weder Mühe noch Kosten und sah es als ihre Hauptpflicht an, die Namen der Kellervereine bekannt zu machen durch Bekanntgabe derselben in inländischen und ausländischen Fachblättern.

Aus der Art und Menge der Nachfragen konnten wir auf die Wirkung dieser Reklame und auf deren unbedingte Notwendigkeit schließen.

Eine intensive Propaganda für die Gründung weiterer Vereine zu betreiben, schien nur im ersten Jahre nach der Gründung rätlich; so geschah dies bei Gelegenheit von Wanderversammlungen im Mediascher Landwirtschaftlichen Bezirksverein, sowie in besonders zu diesem Zwecke einberufenen Ortsvereinsversammlungen durch Vorträge und Schriften.

Wenn es der Zentrale bis noch nicht gegeben war, durch Anstellung von Buchhalter und Kellermeister die Gebarung der Kellervereine in gewünschter Weise zu beeinflussen und zu leiten, so ist es ihr doch an der Hand der gemeinsamen Sitzungen der Ortskellervereine möglich gewesen, Gemeinsamkeit, Einheitlichkeit und Richtung in den Betrieb der Kellervereine hineinzubringen, die Kellervereine vor gegenseitiger Konkurrenz zu bewahren und ihnen mit Rat und Tat an die Hand zu gehen, wo sie es selbst ihrer beschränkten Mittel halber imstande war. Der Zukunft wird es vorbehalten sein, eine eigene Kraft zu erwerben, welche speziell die Aufgabe haben wird, einerseits bei den Genossenschaften fort-

laufend die Revisionen vorzunehmen, die Buch- und Kassaführung zu überwachen, andererseits aber auch bei Vollversammlungen zu intervenieren, Vorträge zu halten, kurz alles zu tun, was für den inneren Bau der Genossenschaften erforderlich wäre.

Bis noch ist es der Zentrale auch nicht gelungen den Grund zu einem Reservefond zu legen, der zum Aufbau von Zentralkeller und Kasse zur Verwendung zu kommen die Bestimmung haben soll, wie es im Falle guter Weinjahre sicher notwendig gewesen wäre.

So wurde auch beschlossen, von dem Beitrag von 1% des Weinverkaufspreises der Kellervereine an die Zentrale für das Jahr 1914, abzusehen, um nicht den Vereinen unbegründete Kosten aufzuerlegen.

Die Aufgabe der Zentrale wird es auch sein, in möglichst ausgiebiger Weise die gemeinsamen Interessen der Einzelvereine zu fördern; so wäre es auch eine Aufgabe der Zukunft, gemeinsame Erfordernisse der Kellervereine (wie Blauslein, dann Kellergeräte, wie Mostwagen, Säuremesser etc.) gemeinsam zu beschaffen.

Die Ungunst der Witterung der letzten drei schlechten Weinjahre, nicht minder die gerade hier bestehende Konkurrenz hat jedenfalls hemmend auf die Entwicklung und Ausdehnung der Kellereisache eingewirkt, doch hat sich gerade auch in dieser schweren Zeit die Lebensfähigkeit dieser Einrichtung erwiesen, nachdem mancherlei nicht geringe Anfangsschwierigkeiten überwunden worden sind.

Es steht indessen zu hoffen, daß nach kommenden günstigen Weinjahren die Gründung von neuen Vereinen zu gewärtigen ist; haben sie ja doch so sehr die Förderung des Wohles jedes einzelnen Weinbauern im Auge, was sich ja gerade auf diesem Gebiete am besten und erfolgreichsten durch Vereinigung und Zusammenschluß erstreben läßt.

Das Wichtigste scheint uns auch hier ein Moment zu sein, auf das wir auch bisher so großes Gewicht gelegt haben: die direkte Berührung herstellen zwischen uns und den Konsumenten, was freilich nicht im Sturm geschehen kann, sondern nur langsam und schrittweise; dann aber um so sicherer, wenn unser Verein sich wie bisher bemühen wird, bei der Behandlung der eingekellerten Weine die größte Reinheit und Sorgfalt walten zu lassen und so das Vertrauen seiner Mitglieder einerseits und seiner Abnehmer andererseits zu begründen und zu fördern.

Die Regierung hat unsere Bestrebungen auch ihrerseits anerkannt, indem sie uns eine Kollektion wertvoller Kellereigeräte überließ, wofür wir auch hiemit den Dank unserer Vereine aussprechen.

Ebenso sind wir dem hiesigen Spar- und Vorschußverein, der durch namhafte Unterstützung die Gründung unserer Vereinigung förderte und auch weiterhin ein prinzipieller Gönner des Vereines blieb, nicht minder der Oberverwaltung des S.-f. Landwirtschaftsvereins für ihre teilweise schon verliehene, teils in Aussicht gestellte Dotation unseren ergebensten Dank schuldig.

Kellervereinszentrale in Mediasch als Genossenschaft

Fried. Theil m. p., Vorstand

G. Brandisch m. p., Schriftführer.

Die Bekämpfung des Frostspanners.

Von Wanderlehrer J. Salmen.

Der Frostspanner, auch Frostnachtschmetterling genannt, ist einer der gefährlichsten Feinde unserer Obstbäume. Die Raupe dieses Schmetterlings ist sehr gefräßig, sie lebt vom zeitigen Frühjahr bis gegen Ende Juni auf den Bäumen und frisst in dieser Zeit die Knospen, Blüten, Blätter und jungen Früchte der Bäume. Bei starkem Auftreten dieses Schädling werden die Bäume ganz kahl gefressen, so daß sie im Juni noch unbelaubt dastehen wie im Winter. Hierdurch wird nicht nur der Obstertrag vernichtet, sondern auch das Leben der Bäume ernstlich gefährdet.

Bei der Bekämpfung des Frostspanners brauchen wir uns nur daran zu erinnern, daß die Weibchen nicht fliegen können, daß sie also um in die Krone zu gelangen, unbedingt an dem Stamme hinaufkriechen müssen. Um die Weibchen von der Krone fernzuhalten, legen wir um den Baumstamm den sogenannten Klebgürtel an, der für dieselben ein unüberwindliches Hindernis bildet. Die Herstellung des Klebgürtels erfolgt in der Weise, daß man 20 cm breite Papierstreifen macht — am besten ist Pergamentpapier — und diese etwa in Brusthöhe um den Stamm legt, wo man sie am oberen und unteren Rande mit Spagat fest überbindet. Auf das obere Drittel dieser Papiergürtel streicht man dann mittelst eines Holzspatels den Raupenleim. Bei älteren Bäumen, wo die Rinde uneben ist und die Tiere unter dem Papierstreifen durchkriechen können, füllt man diese Unebenheiten zuerst mit einem aus Rinderdünger, Lehm und Wasser verfertigten Brei aus und bindet den Papiergürtel darüber. Nachdem der Raupenleim auch ölige Stoffe enthält, darf man ihn nicht direkt auf die Rinde des Baumes streichen, weil er sich in dieselbe einzieht und um so eher schadet, je jünger der Baum, also je feiner die Rinde ist; junge Bäume können auch absterben. Wenn der Klebgürtel seinem Zwecke entsprechen soll, muß der auf dem Papierstreifen aufgeschmierte Raupenleimring von Anfang Oktober bis Ende Dezember stets klebrig erhalten werden. Zu diesem Zweck muß man alle 8—10 Tage mit einem Holzspatel den Leimring überstreichen, um die an der Oberfläche beginnende Verkrustung zu zerstören und so den Leimring aufzufrischen.

Die Weibchen des Frostspanners legen nun in diesem Notfall ihre Eier gewöhnlich an den Teil des Baumstammes, welcher sich unterhalb des Raupenleimgürtels befindet. Diese Eier müssen vertilgt werden, bevor die warmen Tage im Frühjahr kommen, sonst kriechen die aus den Eiern entstandenen Rauhchen erst recht in die Krone und fressen sie kahl. Die hier befindlichen Eier vertilgt man am besten, indem man den Stammteil vom Klebgürtel bis zur Erde mittelst einer Wurzelbürste mit einer 10% igen Dendrinlösung oder mit einer 10% igen Schmierseifenlösung gut abwäscht.

Zur weiteren Bekämpfung dieses Schädling dient das tiefe Umgraben der Erde unter den Bäumen im Juli und August. Denn zu dieser Zeit befinden sich die Puppen des Frostspanners in der Erde und können durch das Umgraben derselben wenigstens teilweise vernichtet werden.

Will jemand Raupenleim verwenden, so ist es gut, wenn er seinen Bedarf richtig abschätzen kann, um für seine Zwecke die entsprechende Menge bestellen zu können. Um einen 9 cm breiten und etwa 3—4 mm dicken Leimstreifen herzustellen, braucht man durchschnittlich auf 1 cm Streifenlänge $\frac{1}{2}$ g von den Wagenschmier ähnlichen Raupenleimsorten, also für einen Baum von 50 cm Umfang würde man 25 g Raupenleim benötigen.

Gut bewährter Raupenleim kann von folgenden Firmen bezogen werden: Bei den Avenariuswerken in Pozsonyligetsalu kostet ein altes Pfund etwa 2 K 80 h, Fr. v. Furtenbach in Wiener-Neustadt liefert 100 kg für 80 K und J. Hitz in Prag (Tischlergasse 16 neu) liefert 100 kg für 60 K; für die in Nordböhmen sehr verbreitete Bekämpfung des Frostspanners liefern die Firmen Theodor Gröger, Chemische Fabrik in Lobositz a. d. Elbe, und Wanke & Fritsche, Bodenbach a. d. Elbe, einen sehr guten und billigen Raupenleim. Es empfiehlt sich, solche Bestellungen durch den landwirtschaftlichen Verein als Sammelbestellung zu machen, da man bei größeren Bestellungen bedeutenden Rabatt erzielen kann. Im Hermannstädter Komitate können diese Bestellungen von den einzelnen Gemeinden durch die zuständigen Oberstaatsrichterämter telephonisch erfolgen.

Da die Nachfröste schon begonnen haben und insolge dessen auch die Frostspanner schon erscheinen werden, muß die Bestellung von Raupenleim für den heurigen Gebrauch möglichst rasch erfolgen, wenn man mit dem Anlegen der Klebgürtel nicht verspaten soll.

Ruß in die Gärten.

Von E. Rau.

Gar häufig kann man beobachten, daß der beim Reinigen der Öfen und Essen gewonnene Ruß achtlos beiseite geworfen wird. Das ist falsch. Vielmehr sollte der Ruß von jedem Garten- und Blumenbesitzer sorgfältig gesammelt werden, weil der Ruß so reich an düngenden Bestandteilen ist, daß er mit Vorteil bei allen Kulturen verwendet werden kann. Daher ist nur zu raten, den Ruß sorgfältig zu sammeln, um ihn gegebenenfalls verwenden zu können.

Der Ruß als Düngemittel. Nach Untersuchungen enthält Ruß außerordentlich viel Stickstoff und Kohlenstoff. Natürlich ändert sich das Verhältnis nach dem Brennmaterial, aus dem der Ruß entsteht. Der beste Ruß ist der aus Kienholz, der eine tiefschwarze Farbe hat und in der Industrie eine vielfache Verwendung findet. Den meisten Stickstoff enthält der Ruß, der aus Steinkohlen gewonnen wurde, er kann daher mit Vorteil überall, besonders zum Düngen der Blattgewüse, verwendet werden. Auf kiefigem, feuchtem Boden ist seine Wirkung außerordentlich.

Am wertvollsten für den Garten wird Ruß als Kompost verwendet. Zu diesem Zweck wird er mit Kalk und Erde vermischt, und zwar nimmt man einen Teil Ruß und fünf Teile Erde. Die Mischung läßt man ungefähr zwei bis drei Wochen vergären. Dann wird der Haufen geschichtet und dabei noch ein Teil Kalk dazugegeben. Nach etwa zwei Monaten ist dieser Rußkompost gebrauchsfertig. Im Frühjahr streut man ihn zwischen die grünen Herbstsaaten und über die übrigen besäten und bepflanzen Beete, wenn sie im Stadium der Entwicklung sind. Auch der Weinstock kann von dem Rußkompost bekommen, was er zweifellos durch üppiges Wachstum belohnen wird. Es ist jedenfalls anzuraten, den Rußkompost zu verwenden, da dieser in der Wirkung milder ist als reiner Ruß, der bekanntlich eine gewisse Schärfe besitzt, im Übermaß angewendet aber eine zu starke Wirkung äußern würde. — Statt des Rußkompostes wendet man im Garten wohl auch eine Mischung von neun Teilen Ruß und einem Teil Kalisalz an. Das Kalidüngesalz sollte bei der Rußdüngung nie fehlen, da Ruß nur kleine Mengen Kali enthält.

Asche sollte mit Ruß nicht verwendet werden, denn im Holzaruß sind 2·3% Stickstoff und 24·75% Asche; im Steinkohlenruß 2·5% Stickstoff und 24·75% Asche enthalten.

Für alle Wurzelgewüse ist Ruß der vortrefflichste Dünger. Karotten, Rüben, Schwarzwurzel lieben ihn. Am deutlichsten beobachtet man jedoch die Wirkung des Rußes bei Selleriebeeten. Man streue den Ruß obenauf und hacke ihn dann ein. Das Laub wird dunkelgrün und die Knollen schneeweiß und groß, namentlich dann, wenn man das Selleriebeet im Herbst mit Peringslauge, Salzwasser und dergleichen begossen hat.

Ruß ist aber auch das beste Düngemittel für Schnittlauch, sowie für Spinat. Auch bei Rasenplätzen zeigt sich die günstige Wirkung des Rußes; sie nehmen nach der Düngung eine dunkelgrüne, fast schwarze Färbung an.

Im Obstgarten hat man die Beobachtung gemacht, daß solche Bäume, deren Baumscheibe mit Ruß bestreut wurde, von dem Frostspanner verschont geblieben sind.

Wird Ruß in kochendem Wasser aufgelöst und werden noch der Mischung Malzkeime zugefügt, so erhält man einen Düngerguß für die Topfpflanzen, dessen Wirkung ganz überraschend ist.

Eine besondere Rolle spielt aber der Ruß als Schädlingsbekämpfungsmittel. Werden die Beete, die von Schädlingen heimgesucht werden, mit einer Mischung von Erde und Ruß im Frühjahr bestreut, so bleiben diese von Schädlingen verschont. Die gefährlichsten Schädlinge in dem Gemüsegarten sind ja bekanntlich die Erdflöhe. In vielen Gärten ist es fast gar nicht möglich, Radieschen, Kohlrabi und Blumenkohl zu züchten, da durch die Erdflöhe die jungen Pflanzen so beschädigt werden, daß aus ihnen nichts Ordentliches wird. Wenn man aber die Saatbeete überbraust und dann mit Ruß bestreut, so sind die Erdflöhe bald wie weggefegt. Gerade den Rettichen, Radieschen, Kohlrabi und

dergleichen schadet eine Rußdüngung nicht im geringsten. Ganz im Gegenteil! Bekommt auch die Erde um die Pflanzen ihr Teil, so entwickeln sich die Gewächse ganz außerordentlich. Nicht einmal den Keimen schadet der Ruß.

Angeichts dieser vielen Vorteile sollte also der Ruß sorgfältig gesammelt werden. Es läßt sich nicht rechtfertigen, ihn wegzuworfen. Und wer keinen Garten hat, der kann ihn mit Vorteil bei seinen Blumenstöcken und Fensterkästen anwenden.

Mitteilungen.

Die dritte ungarische Kriegsanleihe.

Wieder wendet sich das Vaterland an seine Bürger mit der Bitte, ihm die Mittel zur weiteren Kriegführung zur Verfügung zu stellen. Unsere Kriegslage ist gegenwärtig so zufriedenstellend, wie nur möglich. Auf russischem Gebiet sind unsere Heere noch immer im Vorschreiten begriffen, nachdem sie 300.000 Quadratkilometer, soviel fast als der Flächeninhalt Ungarns beträgt, in Besitz genommen haben. Der Versuch der Franzosen und Engländer die deutsche Eisenmauer an der Westfront zu durchbrechen, ist trotz ungeheurer Verluste wieder gescheitert. Die Grenzwehr gegen Italien ist nach viermonatlichem Krieg nicht um einen Schritt breit zurückgedrängt worden. Gegen Serbien erhebt sich von zwei Seiten ein Gewittersturm und auf der Halbinsel Gallipoli verbluteten sich die Heere des Biedererverbands vergebens. Der Sieg ist uns gewiß, fordert aber von uns allen noch große Opfer. Nach dem großen Erfolg der deutschen Kriegsanleihe dürfen wir hoffen, daß sich auch in unserem Lande die Opferwilligkeit seiner Bürger neuerdings bewähren, daß jedermann, der über Bargeld verfügt, Kriegsanleihe zeichnen werde.

Die dritte Kriegsanleihe wird unter denselben Bedingungen ausgeben werden wie die früheren. Sie wird 3% Zinsen tragen, oder, da der Einzahlungsbetrag weniger als 100 sein wird eigentlich 6·28%. Die Zeichnung beginnt mit dem 17. Oktober und dauert bis zum 17. November. Wer in der Zeit vom 17.—30. Oktober zeichnet, erhält 100 K Kriegsanleihe zum Preise von 97 K 10 h, für nachher gezeichnete Anleihe dagegen muß man 97 K 40 h bezahlen. Man kann auch in der Weise zeichnen, daß man den Preis in vier Raten bezahlt, und zwar bis zum 7. Dezember 25%, während die folgenden drei Raten bis zum 18. Dezember, 28. Dezember und 8. Januar einzuzahlen sind. In diesem Falle beträgt der Kaufpreis 98 K für eine Anleihe von 100 K. Die Zeichnungen können am besten bei der Bodenkreditanstalt in Hermannstadt, schriftlich oder mündlich, gemacht werden. Die Kriegsanleihe ist das sicherste und beste Wertpapier, das man erwerben kann. Wir empfehlen daher unseren Mitgliedern auf das wärmste sich an der Kriegsanleihe zu beteiligen — sie erweisen dem Vaterlande einen großen Dienst und machen gleichzeitig ein gutes Geschäft.

R. Br.

Beschlagnahme der Metallgegenstände.

Durch Verordnung des Honvedministers sind alle Kochgeschirre, Küchengeräte, Waschkessel, Badewannen, Gewichte von einem halben Kilo und darüber, die aus Kupfer, Nickel, Messing, Bronze hergestellt sind, beschlagnahmt worden. Insofern die Einlieferung dieser Gegenstände innerhalb sechs Monaten nicht angeordnet wird, kann der Besitzer frei über sie verfügen. Die durch diese Verordnung in Anspruch genommenen Gegenstände dürfen bis zu ihrer Einlieferung von ihren Besitzern benützt werden. Sie können bis zum 30. November der Metallzentrale in Budapest und den von ihr betrauten Einkäufern aus freier Hand verkauft werden. Nach diesem Termin wird die Einlieferung der nicht veräußerten Gegenstände angeordnet werden. Derjenige, der die durch diese Verordnung in Anspruch genommenen Artikel nicht einliefert, verheimlicht oder die Verfügungen der Verordnung sonstwie verlegt, begeht eine Übertretung und ist mit Arrest bis zu zwei Monaten und einer

Gelbbüße bis zu 600 K zu bestrafen. Eine zweite Verordnung des Landesverteidigungsministers stellt die Beträge fest, die als Ersatz für die in Anspruch genommenen Metallgegenstände bezahlt werden. Es werden gezahlt: Für Gegenstände aus Nickel 15 K, aus reinem Kupfer 5 K 50 h, aus Kupfer mit Bestandteilen aus anderem Metall 5 K, aus reinem Messingblech 3 K 75 h, aus Messingblech mit Bestandteilen aus einem anderen Metall 3 K, für gegossene Gegenstände aus reinem Messing mit Bestandteilen aus anderem Metall 2 K pro Kilogramm. Nur solche Personen dürfen diese Gegenstände einkaufen, die ihre Berechtigung dazu durch ein Schriftstück nachweisen, das von der ungarischen Metallzentrale mit ihrem Firmenzeichen ausgestellt und vom Bürgermeister oder Oberstuhlrichter des betreffenden Ortes gesehen worden ist. Eine dritte Verordnung der Regierung stellt die Maximalpreise der gegossenen und geschmiedeten Eisenwaren fest, die als Ersatz für die in Anspruch genommenen Kupfer- und Nickelwaren angeschafft werden.

Beschlagnahme der Maisernte.

Durch Regierungserlaß B. 3511 ist die gesamte ungarische Maisernte d. J. 1915 beschlaggenommen worden. Der Landwirt darf von seiner Fehung soviel frei verwenden, als er für seinen Haus- und Wirtschaftsgebrauch benötigt. Als häuslicher Bedarf ist bis zur Beendigung der Konsumperiode 1916, d. i. bis der nächstjährige Mais zur Verwendung gelangt, unter Berücksichtigung jener Personen, die im Haushalte des Produzenten in der Regel in natura Verpflegung genießen, so viel Mais in Rechnung zu nehmen, wie viel unter normalen Verhältnissen in jener Gegend zu derartigen Zwecken innerhalb desselben Zeitraumes in der Regel benötigt wurde. Als Wirtschaftsbedarf sind bis zum Ende der Konsumperiode 1916 nur die in natura zu verabsolgendenden Naturalzuwendungen (der Arbeitslohn der Angestellten, des Gefindes und der Arbeiter, deren Anteil oder Konvention), ferner der Bedarf an Saatgut und an Futter für den Viehstand in Rechnung zu ziehen, wobei unter diesem Titel der Produzent nicht nur den Bedarf am Produktionsort, sondern auch den in seinen anderswo befindlichen Wirtschaften und daselbst nicht gedeckten Bedarf in Rechnung stellen darf.

Der Produzent ist verpflichtet, seine Maisfehng über Anforderung der Verwaltungsbehörde anzumelden oder zu eröffnen und jenen Teil, der seinen eigenen Haus- und Wirtschaftsbedarf übersteigt, für die Zwecke des öffentlichen Bedarfs zu überlassen. Der Ackerbauminister stellt fest, wie viel Mais auf dem Gebiete der einzelnen Munizipien für die Zwecke des öffentlichen Bedarfs in Anspruch zu nehmen sind. Für die Verwahrung und Erhaltung der in Anspruch genommenen Bestände gebühren dem Eigener (Eigentümer) vom Zeitpunkte der Inanspruchnahme bis zur Übernahme pro Monat und pro Meterzentner 50 h, doch kann die Vergütung unter diesem Titel pro Meterzentner den Betrag von 3 K nicht übersteigen. Für die zu menschlichen Nahrungszwecken geeigneten Bestände wird der behördlich festgestellte Maximalpreis bezahlt werden. Wünscht jedoch die Behörde den Mais in ungerebeltem Zustande zu übernehmen, so ist der Vergütungspreis um 20 Prozent geringer, als der behördlich festgestellte Maximalpreis.

Den nicht für die eigene Wirtschaft benötigten Teil der Fehng darf der Landwirt, soweit der Mais nicht für die Zwecke des allgemeinen Bedarfs in Anspruch genommen wurde, an Komitatsbehörden, Städte, Internate und ähnliche Anstalten, Konsumvereine, Getreidehändler bis zum 1. April 1916, an die Kommissionsäre der Kriegsproduktengesellschaft wann immer verkaufen.

Postwagen.

Klosterneuburger Postwagen sind bei der Oberverwaltung vorrätig und zu den in der vorigen Nummer angegebenen Preisen zu beziehen. Da sie bei der Versendung durch die Post leicht zerbrechen, ist es am besten sie aus der Kanzlei selbst abzuholen. Für Schäden, die bei Postversendung erfolgen, kann keine Haftung übernommen werden.

Bekanntliche, von der Oberverwaltung herausgegebene Fachschriften.

M. Ambrosi, Die amerikanische Rebe 1 K 50 h; M. Ambrosi, Der praktische Weinbauer 1 K; J. Bredt, Merkbüchlein für Baumwärter 60 h; J. Schöpp, Ratgeber in Steuerangelegenheiten 1 K; G. Brandtsch, Kellerrwirtschaft 50 h; M. Englisch, Die Anwendung künstlicher Düngemittel 50 h; Johanna Graeser, Sparsame Küche 10 h; Joh. Schöpp, Staatliche Unterstützungen aus Anlaß des Weltkrieges 15 h. Der Kaufpreis ist in Briefmarken im vorhinein einzusenden, dazu noch 10 h Porto.

Geplante Neuregelung der Getreide-Höchstpreise.

Es wird allgemein bemerkt und vielfach besprochen, daß das Getreide der neuen Ernte nicht in den erwarteten Mengen in den Verkehr gebracht wird. Der Ansicht, daß die Eigener der Ware diese in Anhoffung höherer Preise zurückhalten, tritt man in informierten Kreisen mit der Begründung entgegen, daß für die augenblickliche Stodung natürlichere und näherliegende Erklärungsgründe vorhanden sind, so die durch den schlechten Witterungsgang verursachte Verspätung im Einheimen der geschnittenen Frucht und im Drusch, sowie das begreifliche Streben der Landwirte, ihre Zugtiere, solange das günstige Herbstwetter andauert, zunächst für den Herbstanbau zu verwenden. Sollte jedoch nach Beendigung der Anbauarbeiten die Stodung im Getreideverkehr noch anhalten, so wird, wie man uns mitteilt, die Regierung Verfügungen treffen, die geeignet sein werden, den Eigenern der Ware das Herausbringen der letzteren auf den Markt nahezu legen. Es würde in diesem Falle eine neue Preisregulierung bloß greifen, in der Richtung, daß der bisherige Höchstpreis, nach einem Zeitraume von einigen Wochen, eine Herabsetzung erfahren und bei diesem herabgesetzten Höchstpreise die Requirierung der Getreidevorräte stattfinden würde. Da es bei dieser neuen Preisregulierung im Interesse der Eigener liegen wird, ihre Ware ehestens in den Verkehr zu bringen, so wird die geplante Maßregel zweifellos die Überwindung der gegenwärtigen Stodung zur Wirkung haben. (Fester Lloyd.)

Notizen.

Koßkastanie und Eichel.

Da in Deutschland die Koßkastanie und die Eichel schon in großem Umfang zur Viehfütterung herangezogen wird, hat die deutsche Regierung auch für diese beiden Baumfrüchte Höchstpreise festgestellt, u. zw. für lufttrockene Eicheln 19 Mark, für Koßkastanien 15 Mark pro 100 kg. Ein Hermannstädter bietet dagegen für ungetrocknete Koßkastanien bloß 3 K. Wenn es ihm gelingt, mehrere Waggonladungen zusammenzukaufen, macht er damit ein Bombengeschäft. Sollten wir aber nicht diese Früchte lieber selbst verfüttern als ins Ausland abführen lassen? Wir verweisen auf unsere Notiz in der vorhergehenden Nummer.

Oligwinnung in Deutschland.

Kofosnüsse und andere ölhaltige Pflanzenfrüchte, die zur Herstellung von Seife, Margarine usw. in großen Mengen aus fremden Ernteteilen eingeführt wurden, können gegenwärtig nicht mehr bezogen werden. Man zieht daher zum Ersatz alle möglichen bisher unbeachteten Früchte heran, so Buchecker, Bindensamen, Sonnenblumensamen. Man zahlt z. B. in Deutschland für lufttrockene Bucheckern 45 Mark, für Bindensamen 140 Mark für 100 kg. Auch Obstkerne werden dazu verwendet und jetzt denkt man sogar an die Gewinnung des in den Traubenkernen aufgestapelten Öls. Man schätzt die Ölansbeute, die allein in dem kleinen Baden aus den Traubenkernen sich ergeben würde, auf 250.000 kg.

Unterhaltendes und Belehrendes.

Etwas für Herz und Gemüt.

Der herbste Tadel läßt sich ertragen, wenn man fühlt, daß derjenige der tabelt, lieber loben würde. Ebner-Eschenbach.

Der reiche Kornbauer.

Luftas 12. 15, 21.

Im „Tageblatt“ wurden in diesen Tagen den Bauern die Bevitien gelesen. Der sächsische Bauer wurde des Wuchers mit Lebensmitteln beschuldigt. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob dieser Vorwurf nicht einseitig ist, d. h. ob den Bauern dafür, daß er den Weizen unter Umständen nicht verkauft, die Schuld allein trifft, oder ob auch der Städter mitschuldig ist. Wir wollen den Vorwurf gelten lassen und ganz gehörig tief in ihn hineinschauen, ob er nicht doch etwas zu bedeuten hat. Das wollen wir tun auf Grund des prächtigen Gleichnisses vom reichen Bauern.

Gott hat die Felder des reichen Bauern herrlich gesegnet, daß der schöne, viele Weizen dem Besitzer so ar Sorgen bereitet. Sein Feld hat so viel getragen, daß er nicht einmal Platz hat für den Weizen. Er weiß nicht, wo er den vielen Weizen unterbringen soll. Und wir können es ihm wahrhaftig nachfühlen, daß ihm die Platzsorge viel Kopfzerbrechen verursacht haben wird. „Schönen und vielen Weizen habe ich und — o weh! — die Scheunen sind zu klein. Am Ende soll der Regen den mir draußen bleibenden Weizen verderben. Hab' ich deshalb gearbeitet?! . . . Nein! Aber, „was soll ich tun?“ . . . „Der Weizen ist schön und viel. Ins Trockene muß er unbedingt. . . Es bleibt mir wohl nichts anderes übrig: Meine kleinen Scheunen will ich abbrechen und größere bauen und drein sammeln alles, was mir gewachsen, und meine Güter.“ Wer vielen Weizen hat, braucht große Scheunen. Wer viel hat, muß haben, wo er es gut versorgen kann, daß davon nichts verdirbt. Nichts darf auch unseren reichen Bauern verderben. Nichts, denn warum hat er sich gequält? Warum hat er geschwitzt? Warum hat er es sich sauer und redlich verdient? Er sagt es, warum. Er sagt es seiner Seele: „Viehe Seele, du hast einen großen Vorrat auf viele Jahre; habe nun Ruhe, is, trink und habe guten Mut!“ Also sprach der reiche Bauer zu seiner Seele. Es läuft einem kalt über den Rücken, daß der reiche Bauer zu seiner Seele, seinem Ich dieses und nur dieses zu sagen hat.

Es ist noch gut, daß im Gleichnis gleich hinter dem Gedankengang des reichen Bauern das Urteil Gottes steht. Gott sagt zu ihm: „Du Narr! diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern und was wird sein, das du bereitet hast?! . . . Eine andere Antwort ist nicht denkbar. Wenn der reiche Bauer das und nur das seiner Seele zu sagen weiß aus Freude über den reichen Besitz, dann ist es gewiß für eine solche Seele das Beste, daß Gott sie wieder zu sich ruft, daß Gott sie gleichsam bewahrt vor der völligen Erdrosselung durch den reichen Besitz.

Im Leben wird man wohl solch krassen Weiz, solch rückichtslose Genußsucht und Habsucht kaum antreffen. Und doch ist es ein prächtiges Stück, das Stück vom reichen Kornbauern, weil es ein Spiegel ist, der zwar vergrößert, aber gerade wegen der Vergrößerung das Wirkliche besser erkennen läßt. — Wenn wir genau hinhören und schauen, werden wir solche Narrheiten genug im Leben finden. Und den Kriegstod, der jetzt wie ein tüchtiger Mäher seine gewaltige Sense schwingt und starke Schwaben zurückläßt, hat uns Gott wohl auch deshalb geschickt, damit er uns daran erinnere, es nicht zu machen, wie der reiche Kornbauer, vielmehr Herz und Habe zu prüfen und zu mustern. Gott hat uns den Kriegstod, der jetzt mit wichtigem Schritt durch die

Menschenreihen schreitet, doch wohl auch deshalb geschickt, daß er es uns sage: „Also (wie dem Kornbauern) gehet es jedem, der sich Schätze sammelt und ist nicht reich in Gott.“

Was Reichtum in Gott bedeutet, hat Jesus zur Genüge gezeigt, der Jesus, der von seinem Reichtum in Gott Gabe um Gabe geschenkt hat und als der Lebendige weiter schenkt. . . . Wo liegt das Glück? Das Glück des Geldes ist eine Klippe mit scharfen Rissen, eine Anziehungskraft ausübend auf die Lebensschifflein, daß sie anrennen und zerschmettert verschlungen werden vom gurgelnden Strudel und einen weißen Schaum bloß zurücklassen, der bald sich verflüchtigt. Es handelt sich nicht um Verachtung des irdischen Reichtums, sondern um Erkenntnis, daß darin insoweit Segen schlummert, als wir damit helfend nützen den andern, den Brüdern. „ . . . mitzulieben bin ich da.“

Es lebe die Liebe zum Leben! Wir müssen aber hinzufügen: Zum Leben reich in Gott. Da liegt das Glück. Der Maler Ludwig Richter schrieb unter sein Bild den Spruch: „Große Gedanken und ein reines Herz ist es, worum wir Gott bitten sollen.“ Jawohl, große Gedanken und ein reines Herz.“ Glaube an Gott, der jedem redlichen Bemüher hilft. Arbeite, wirke, solange du kannst, auch für die Brüder. Mitzulieben bist du da. Dann dankst du, wenn du nicht mehr schaffen kannst, von ganzem Herzen deinem Gotte, daß er dich schuf und dir Kraft gab zu glauben, zu hoffen, zu lieben.

Des Wuchers mit Lebensmitteln bist du, sächsischer Bauer, beschuldigt worden. Der Kern deines Wesens ist gesund und tüchtig. Drauf sind wir alle stolz. Zu dir aber und zu uns allen spricht durch die große ernste Zeit Gott der Herr: „Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewöhne und nähme doch Schaden an seiner Seele.“ Und wie dem reichen Kornbauern im Evangelium, so gehet es jedem, der sich Schätze sammelt und ist nicht reich in Gott.“

Hans Schuster (Holzmengen).

Aus dem Leben für das Leben.

Schäbige Feinde.

Unsere Feinde haben sich gleich zu Beginn des Krieges bemüht, Deutschland und Österreich-Ungarn möglichst herabzusetzen durch allerlei ruchlose Verleumdungen und Lügnerereien. Dabei wurden Schlagworte geprägt, die von Mund zu Mund gingen und zum Ausdruck der öffentlichen Meinung wurden, wenigstens in den Zeitungen.

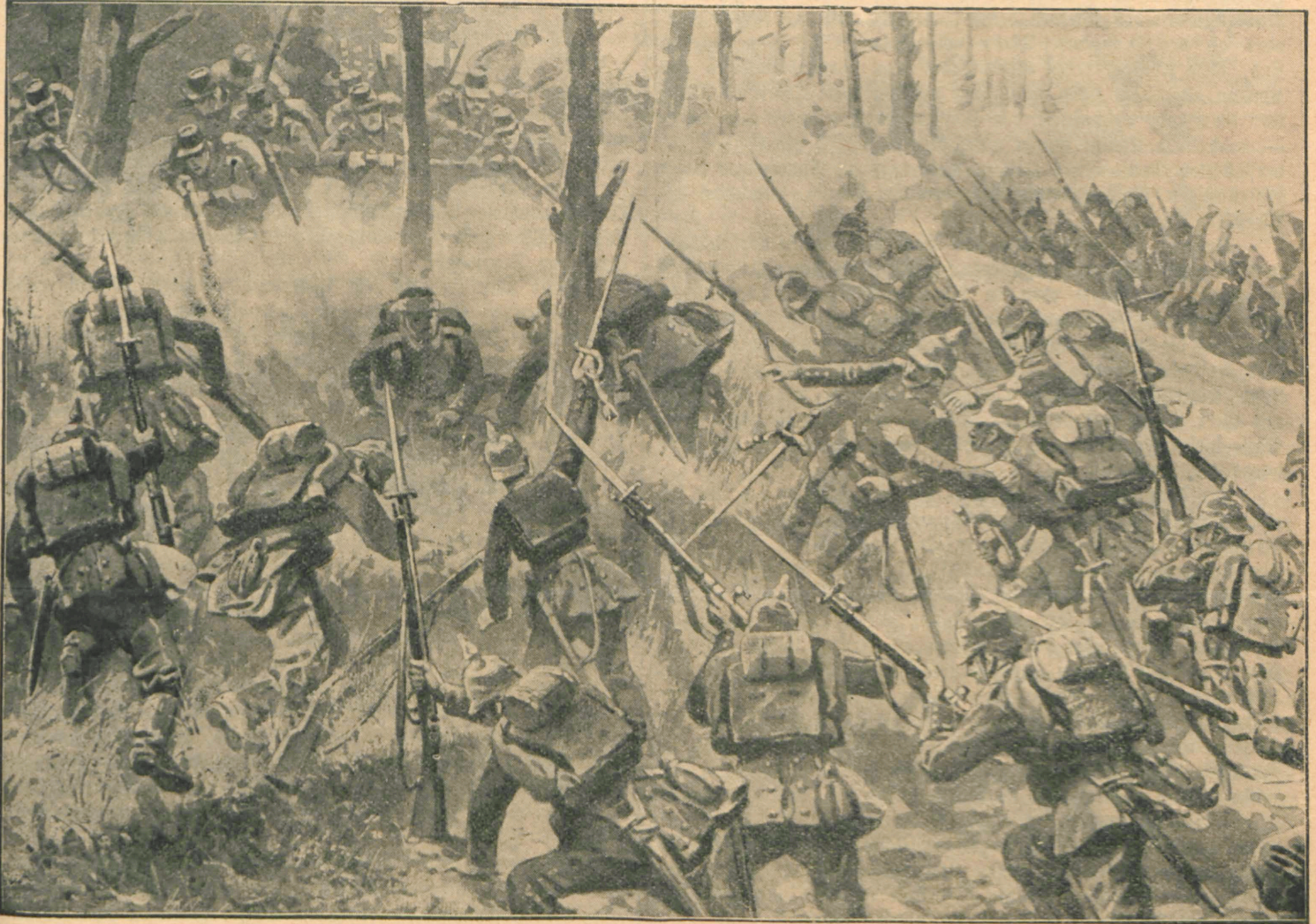
Die Engländer und Franzosen hatten schleunigst das Wort „Barbaren“, „Hunnen“, „Kindermörder“ aus ihrer Rumpfkammer hervorgeholt und als Schmutzwaffe hinter der Front fleißig verwendet. Die Franzosen taten ein übriges mit der üblen Bezeichnung der Deutschen als „boches“. Das Wort soll so unflätig sein, daß man es in deutschen Kreisen nirgend, weder in noch außer dem Hause, gebrauchen würde.

In diesem englisch-französischen Wettkampf haben die Palme der Schäbigkeit nach angestrengtem Ringen die Franzosen davongetragen. Die Engländer suchen zwar noch immer ihre französischen Genossen zu übertrumpfen, wie wir das in einem Aufsatz „Englisch-Amerikanisches“ neulich darlegten, wobei wir auch der amerikanischen Fliegeseiten gedachten. Aber so schamlos und niedrig, so verrückt und elend die Anwürfe der Engländer und ihrer amerikanischen „neutralen Bundesgenossen“ auch sein mögen, die Franzosen übertrreffen ihre Kumpane in diesem schäbigen Fach.

Abgesehen davon, daß die Bezeichnung „boches“ aus den tiefsten Tiefen des Unflats zu stammen scheint, die Franzosen geben sich Mühe, ihre Schäbigkeiten auch noch mit einem Mantel der Wissenschaftlichkeit und Ehrlichkeit zu bedecken! Natürlich! Mit solchem Dirnengeist, wie er aus einer gewissen Pariser Bebewelt bisher weltberühmt war und wie er leider Gemeingut weiter Kreise Frankreichs zu sein scheint, können die edlen Gallier gar nicht anderes. Ein gewisser Verillon, er soll ein Gelehrter von

Auf sein, hat vor Monaten ernsthaft auseinandergesetzt, daß die Helmspitze der Deutschen ein Überbleibsel aus der grauen Urzeit sei, eine Art „Fetischismus“, ein Schreckmittel, mit dem die Deutschen die armen Franzosen das Gruseln lehren möchten. Der Franzose Berillon war deshalb so krampfhaft bemüht, die preußische Pickelhaube als einen Nachkömmling des germanischen „Hörnerichmudes“ darzustellen, weil die Franzosen im Belaufe dieses Krieges auch Helme, Stahlhelme zum Schutze ihrer auch ohne deutsche Kugeln schon stark gefährdeten Köpfe herstellten und verwendeten. Damit diese Helme aber den verhaßten deutschen Pickelhauben nicht allzuähnlich ausfallen sollten, fiel jederlei Spitze weg. Dafür machte sich die französische Wissenschaft in der Person des Herrn Berillon

Gemüts zusammen. Auch der deutsche Urin ist giftiger als der französische. Eine Einspritzung von 30 Kubikzentimetern pro Kilo Tier von Germanenurin genügt, um ein Meerschweinchen zu töten, während dazu mindestens 45 Kubikzentimeter französischen Urins nötig sind. Der Geruch erinnert an die marastische Ausdünstung alter Leute (ein schlechtes Zeichen für die Rasse); er besteht aus fünf Elementen, wobei der Skatolgeruch (Kotgeruch) vorherrscht. Daraus erklärt sich auch die unglaubliche Menge Exkremente, welche der Deutsche hervorbringt. In einer Pulverfabrik in Chevrières haben 500 Reiter in drei Wochen 600 Zentner hinterlassen. Die überanstrengten Nieren können nicht alle Giftstoffe verarbeiten, daher der Fußschweiß: Der Deutsche



Gefecht im Argonnerwald.

auf die Beine und griff die preußische Form als ein Überbleibsel aus der Heidenzeit an. Drollig ist, daß Herr Berillon vergaß, eine Erklärung für die Helmspitze der französischen Reiterei zu geben oder für den Hahnenkamm, den Mutter Natur dieser Wappentier des französischen Volkes verliehen.

Dieser selbe „gelehrte“ Herr in Sachen der Pickelhauber hat neuerlich eine geradezu widerliche Probe seiner Leistungsfähigkeit gegeben unter dem Titel: „Die stinkende Bromausdünstung der Deutschen“ in der „Gazette medicale de Paris“. Da heißt es: „Die Deutschen haben einen eigentümlich unangenehmer Geruch. In Frankreich findet man unter zweitausend und mehr Militärpflichtigen höchstens einen Mann mit Schweißfüßen. Diese wenigen, welche alle einen deutschen Typus tragen, werden als dienstuntauglich erklärt.“

Wenn man in Deutschland ebenso streng verführe, könnte man selbst für die kaiserliche Garde nicht genug Rekruten finden. Der Rassengeruch hängt mit Eigentümlichkeiten des Geistes und

uriniert mit den Füßen.“ Das ist verrückt gewordene Wissenschaft der ritterlichen Franzosen, aus der ein maßloser Haß und eine unbeschreibliche Schädigkeit uns angrinst.

Ein anderes Beispiel! Der Bürgermeister von Lyon Edouard Perriot, der vor dem Ausbruch des Krieges in zwischenstaatlicher Versöhnungsarbeit gewirkt hat und die deutsche Wissenschaft bis in den Himmel erhob, um für die Beschädigung der Städteausstellung in Lyon zu werben, dieser selbe „Herr“ aus Frankreich hat die Errichtung des „Eisernen Hindenburg“ und die Einweihung dieses Standbildes am 28. August in Berlin wie ein Tollhäusler beschrieben.

In einem Aufsatz schreibt er:

„Deutschland überschüttet uns mit Beweisen seiner Kultur. Vor kaum einem Jahre erhielten wir die Rundgebung der deutschen Gelehrten, die u. a. auch Professor Ehrlich, der bekannte Spezialist und Lieferant des Kaiserlichen Hofes, und Siegfried Wagner, der Musikhändler von Bayreuth, unterzeichnet hatten. Aus diesem Schrift-

stück leuchtete eine überall erfinderische Theorie über die Neutralitätsverletzung Belgiens, die sogar von authentischen Geschichtsprofessoren bekräftigt ward. Seitdem erfuhren wir auch von den köstlichen Aufrufen Kaiser Wilhelms und von seinen Zwiesgesprächen mit dem alten Gott. Und diese Texte, bei deren Lesen fast ganz Deutschland außer sich vor Freude geriet, erinnern uns an die Schandpfeile, in die die Kriegstaten eines Sanherib eingezeichnet sind: „Ich habe mich Ekron genähert: ich habe meine Feinde erwürgt, ich habe ihre Leichname an den Galgen gehängt, ich habe die Einwohner dem Schwert und der Plünderung preisgegeben. Ich habe Festungen erobert durch den Sturmbod und die Mine. Ich habe in die Gefangenschaft Greise und Kinder, Frauen und Männer weggeschleppt.“ Diese wüßten Könige, deren Raubzüge auf den Steinen des Palastes Assurbanipal eingezeichnet oder an den bronzenen Türen von Salmanassar eingeschrieben sind, diese Könige, deren Schandtaten man in den Galerien von London abgebildet sehen kann, und die den Gefangenen die Füße und die Hände abschnitten, den Verwundeten die Augen austachen, — auch diese Könige waren abergläubig. Nichts gleicht den unverschämten Gebeten des Kaisers mehr, als die Anrufungen dieser blutrünstigen Krieger mit den gemalten Augen und dem gekräuselten Bart.

Doch es war dem Lande von Kant und Goethe vorgehalten, uns im gegenwärtigen Kriege einen neuen Beweis seiner Originalität zu geben. So konnte man in Berliner Blättern die Nachricht lesen, daß am 28. August vor dem Reichstage feierlich der erste Nagel in die kolossale Büste Hindenburgs geschlagen werden würde. Der Goldnagel würde 100 Mark kosten, der Silbernagel 5 Mark. Ihre Majestät, die Kaiserin Auguste Viktoria, werde die Feier mit ihrer Gegenwart beglücken. Da uns nun nicht vergönnt war, Gäste dieser Feier zu sein, so wollen wir wenigstens in Gedanken daran teilnehmen:

Die Franzosen mögen ja nicht glauben, daß es sich hier um eine deutsche Erfindung oder um ein geschicktes Vorgehen, den Berlinern das wenige Gold, das ihnen noch bleibt, durch das Nagelschlagen herauszulocken, handelt. Nein, der Deutsche erfindet nichts, er kopiert, entlehnt die Zeichen. Meinerseits weiß ich auch ganz genau, woher die Veranstalter dieses Festes ihre Idee gerommen haben. Im Kongomuseum in Brüssel haben sich diese Herren aus den dortigen bewundernswerten volkstümlichen Sammlungen ihre Idee geholt. Die Belgier mit ihrem hochernsten, wissenschaftlichen Geiste bedienen sich dieses Museums, um die Sitten der Farbigen und insbesondere ihren Fetischismus zu studieren. Die Deutschen hingegen haben aus dem Museum eine solche Statue kopiert, sie in Berlin aufgestellt und Hindenburg so in einen nationalen Fetischprieester verwandelt. Am 28. August wird in Berlin der erste Nagel eingeschlagen, und es wäre ein merkwürdiges Abenteuer, sofern eins der jungen belgischen oder französischen Mädchen, die die Deutschen gefoltert und gemartert haben, den Prolog zu diesem Feste sprechen würde.“

Das ist der berühmte französische „Geist“, den man bei uns so gerne bewunderte und der doch nichts anderes war und ist als schäbige Gemeinheit.

„Es ist leicht geistreich zu sein, wenn man vor nichts Achtung besitzt“, hat irgendwer irgendeinmal gesagt und damit jedenfalls eine unumstößliche Wahrheit ausgesprochen.

Der sogenannte „Esprit“ der Franzosen bestand aus der Schamlosigkeit, mit der sie über alles witzelten. Das war der „Geist“ aus Gallien, die „leichtgeschürzte Pariser Muse“.

Schamlos ist der Franzose auch jetzt am Werke, die Deutschen zu begeistern, da er sie nicht mit den Waffen bestiegen kann.

Hier und da wehrt sich ein ehrlicher Franzmann gegen die geistesarmen Gemeinheiten seiner Landsleute, aber was will der Tropfen gegen das Meer?

Die bunten Postkarten der Franzosen, die zu vielen Hunderttausenden verkauft werden, sollen selbst nach französischem Urteil an Blödigkeit und niedriger Gefinnungsart traurige Gipfelleistungen darstellen.

Eine Französin versuchte diese Schmach zu entschuldigen

durch die Not, in der sich die vielen Maler Frankreichs gegenwärtig befinden. Mag sein, daß die Herrn Künstler auch in Frankreich durch den Krieg leiden. Aber berechtigt dieser Umstand dazu, den tapferen Feind unflätig zu besudeln? Ist diese schäbige Tätigkeit nicht vielmehr ein Zeichen dafür, was im Franzosenvolk auf Beifall rechnen darf, womit man dort verdienen kann? Der Dirnengeist, der sich in ohnmächtiger Wut gefüllt, der sich in Schimpfereien entläßt und im Schmutz badet, dieser Geist feiert in Frankreich einen jammervollen Triumph.

Wir gönnen ihn unseren Feinden.

—fi—

„Ich habe nicht umsonst gelebt, ich habe sieben Kinder.“

Als Waisenknabe von 12 Jahren kam Honn in seine neue Heimat, ein von den Hauptverkehrsstraßen weit abgelegenes, aber sehr schmales und leistungsfähiges sächsisches Dorf, aus einem kleinen als sächsischen Vorpost n lange gehaltenen, nun aber bereits aufgegebenen Dörfchen, wohin das Schicksal seine Eltern verschlagen hatte. Im Hause seines Großvaters, eines Predigers vom alten knorrigen Schlag, fand er seine zweite Heimat. Wir Jungen des Ortes betrachteten den Antömmeling natürlich alle mit großen Augen, und die Pfarrgasse war einige Tage der Sammelplatz der gesamten sächsischen Dorfsjugend.

Honn war anfangs sehr schüchtern, er hatte nämlich einen sehr gestrengen Großvater und getraute sich kaum bis zum Gassenplanken, wenn der alte Herr bei schlechter Laune war. Und das war er gerade in jenen Tagen immer; denn es war Anfang August, und die Jagdzeit vor der Tür, und sein bester Hund, der Hion, war krank und wollte gar nicht besser werden. Diesen häßschelte und liebte er nun fort und fort und für Frau und Enkel und seine anderen Lieblinge, die drei Hündinnen, hatte er augenblicklich nichts übrig. Er war ein leidenschaftlicher Jäger, und sein bester Hund war jetzt, ausgerechnet jetzt, beim Beginn der Jagdzeit krank. Immer lag er unter der Vinde, neben dem Backhaus, streckte die Zunge lang heraus und jappte, und Honn mußte ihm kalte Umschläge machen und mit einem grünen Bindenzweig die Fliegen verjagen. Wir aber standen an den Torrizen, und einige legten sich gar platt auf den Bauch und guckten hinein und riefen wohl ein über das anderemal hinein: Ho—nn! Ho—nn!

Honn getraute sich aber nicht, seinen Posten zu verlassen, wir aber noch viel weniger, die Gassentür zu öffnen, denn der Herr Prediger war heute alle Augenblick auf der Laube und schrie die dort vor der Türe winselnden Hündinnen an: „Tä — Heangd!“ und zu Honn hinunter, den er wohl immer im Verdacht haben mochte, daß er seines Amtes nicht gewissenhaft genug walte: „Tea — Honn!“

Honn war aber ein gewissenhafter Junge. Standhaft widerstand er allen unseren Lockungen und pflegte Hion gesund und am 15. August ging's wie ein Lauffeuer durch die Gasse: Honn ist heute in aller Früh mit seinem Großvater und mit Hion und den anderen Hündinnen auf die Jagd gegangen. Einer, der Hani mit der zerschlagenen Stirne aus der Obergasse, unser Stärkster und Anführer in den Kämpfen mit denen aus der Hinter- und Niedergasse, behauptete, gesehen zu haben, Honn sei kaum imstande gewesen die Hunde an der Leine zu führen, sie hätten ihn immer hin und her gezerrt, am Herrtor hätten sie ihn beinahe in den Graben mit fortgerissen. Wir wollten das natürlich nicht glauben, denn sein prahlerisches Wesen lehagte uns, seitdem Honn da war, schon längst nicht mehr. „Was?“ sagte einer, „der führt dir auch noch den Bida!“ Wir anderen sagten nicht „Ja“ und sagten nicht „Nein“, und Hani schien dies eine genügende Genugtuung zu sein, er warf März noch einen zornigen Blick zu, erklärte kurz und bündig: „Heute spielst du nicht mit“ und gab dann die Weisungen für das zu beginnende Spiel. Wir sollten „Wanderzigeuner“ spielen. Wir, die Pfarr- und Obergässer, waren die Zigeuner und zogen durch das Dorf der Hintergässer, sprachen in jedem Hause vor und trachteten soviel als möglich zu rauben und mit uns fortzuschleppen.

(Fortsetzung folgt.)